



Der illustrierte Sonntag



Nummer 13

Sonntag, den 30. März 1941

10. Jahrgang

Abendgang an der Somme

Erzählung von Alfred Hein

Als am 5. Juni 1940 die Kompanie die Somme überschritten hatte und schon alles Schlimme und Gefährliche überwunden zu sein schien, da traf plötzlich eine irgendwoher aus einem Waldwinkel herbeigeschogene Franzosenkugel den Feldwebel Kurich ins Bein. Der Schuß fiel den Feldwebel so heftig an, daß er nicht weiter konnte. Er mußte zurückgebracht werden — wie der Sanitäter meinte: augenblicklich, denn eine Hauptquartierkugel sei getroffen, und da der Feldwebel, Frontkämpfer aus dem Weltkrieg, nicht mehr mit seinen 43 Jahren zu den Jüngsten zählte, sei der Blutverlust, den der Notverband nicht allzuweit hemmen könne, immerhin bedenklich.

In diesem Augenblick begann ein Maschinen-gewehr die leichte Furt zu bestreichen, die eben im Sturm von der Schützenkompanie durchwaten worden war. Nichtsdestotrotz lud sich der Schütze Rodebach den verwundeten Feldwebel auf die Schulter und kroch zur Somme zurück. Hier aber ward guter Rat teuer. Mit dem dreifachen Sonnen-wasser durfte Kurichs Wunde schließlich in Verhinderung kommen. Es galt also den Fluß aufrecht zu durchwaten. Dies mußte im MG-Feuer geschehen.

Es geschah.
Rodebach war groß, vierfünftel, ein ostpreu-ßischer Bauernsohn, von einundzwanzig Jahren. Kurich war ein schmäler, aber drahtiger Kerl. Der verwundete sah Rodebach mit großen Augen an. Sprechen konnte er nicht. Aber diese Augen sahen schon ganz überirdisch drein, sie schienen zu sagen: Laß mich nur sterben, Kamerad. Es ist genug.

Das gefiel Rodebach nicht. Wenn der Kamerad nicht mehr wollte, weil der Blutverlust sein Hirn umnebelte, mußte er doppelt wollen, für sich und für ihn.
Die andern Kameraden hatten sich indes längst weitergepuscht. Rodebach war auf sich allein an-gewiesen. Der Leutnant hatte ihm noch zugerufen: „Bringen Sie mir den kleinen Spieß gut heim!“ Das klang noch in Rodebachs Ohren. Er hatte also überdies einen Befehl auszuführen. Und natürlich wollte er ihn so gut wie möglich ausführen.

So wagte er es, nachdem er weniger Zeit dar-über nachgedacht hatte, als jetzt gebraucht wird, um dies zu berichten. Er hängte sich den kleinen Spieß um Hals und Schultern, das wurde beim sorgsam in seinem Arm bergend, das andere konnte schon an seinem Rücken herunterbaumeln. Mit ruhigen Schritten durchwachte er den Fluß, in den die Maschinengewehrflammen pflühten, aber keine traf. Wohlbehalt brachte Albrecht Rodebach den Feldwebel bis zum nächsten Hauptverbandspatz. Dann kehrte er zu der Truppe zurück. Er meldete seinem Leutnant nur, daß er den Feldwebel zum Hauptverbandspatz gebracht hätte und daß der Feldwebel vollkommen bewußtlos wurde, gerade als der Arzt: „Ist gut“ sagte. Der Leutnant nahm mit fast mißbilligender Miene die Meldung ent-gegen: sicher fürchtete er für das Leben Kurichs, der ihm, obwohl er zwanzig Jahre weniger zählte, wie ein Freund aus Herz gewachsen war.

Albrecht Rodebach vergaß über den nachfolgen-den Kämpfen an der Seine fast den ganzen Vor-gang. Erst als man nach dem Waffenstillstand ein Ruhequartier unweit von Peronne in einem stillen Dorf an der Somme bezog, da erinnerte er sich wieder an Kurich. Doch von dem kleinen Spieß kam Wochen keine Kunde.

Bis eines Tages der Leutnant den Schützen Rodebach vor die Front befahl und ihm das Eisene Kreuz anheftete. Der Leutnant tat dies mit einem geheimnisvollen Schmurgeln und sagte: „Das kommt davon, Rodebach, wenn man sein Licht unter den Scheffel stellt.“

Albrecht verstand nicht. Doch dann wandte sich der Leutnant an die ganze Kompanie und sagte: „Der Feldwebel Kurich, dessen Wunde bald wieder völlig geheilt sein wird, hat Bericht erstattet, wie er vom Schützen Rodebach im schlimmen MG-Feuer über die Somme zurückgetragen wurde. Für diese kühnheit und umsichtige Rettung eines guten Kameraden ist Rodebach ausgezeichnet worden.“

Die beiden, Albrecht Rodebach und der wieder völlig genesene Feldwebel Kurich, gehen in dieser Vorfrühlingsstagen des noch nicht wieder-Lös-schlagens an der Somme spazieren. Es ist ein lauer Hauch von Frühlingsdüften in der Luft, der die Seele ein wenig melancholisch stimmt. Der Tag will sich neigen. An einem stillen Feldhang — nicht ein französischer Bauer hinter seinem Pflug her. Sein Pferd wiehert. Im Winde schweben die Lie-der in Liebe erwachsender Amseln. Das Heimweh kommt und will sich nicht verdrängen lassen. Dar-über sind Albrecht und Schorsch, wie der kleine Spieß mit Vornamen sich nennt, stumm geworden. Der blonde Ostpreuße bleibt stehen und schaut mit

einem weit, weit verrinnenden Blick nach Nord-osten. Ein neidvoller Blick trifft dann den pflügen-den Bauern.

Schorch wirft seine Zigarette weg. Er ist Volk-schullehrer in einer Großstadt am Rhein. „Ich kenne das alles nur aus dem Lesebuch, was dich bewegt, aber ich kann's nachfühlen“, sagt Kurich leise. Albrecht zuckt die Achseln, als wollte er damit sagen: Schlechter Trost. Und plötzlich spricht er: „Wenn wenigstens wieder gelämpft würde — das läßt einem dann keine Zeit dazu, sich hier unnütz vorzunehmen, während daheim die Felder warten.“ Schorsch nickt. Albrecht sagt: „Mein alter Vater wird's nur schlecht schaffen.“ Schorsch nickt wieder, sagt aber nichts. Was soll man dazu auch sagen?

Der Bauer verschwindet hinter dem Hang. Die Amseln verstummen. Der Wald am Himmelstrand wird schwarz und schweigt.

„Ihr — im vorigen Krieg, mein ich —“ hebt Albrecht wieder zu sprechen an, seine lichtblauen Augen sind noch immer etwas verdüstert, „ihr kämpftet tagaus, tagein — das erhielt frisch.“

Da schüttelte Schorsch den Kopf: „Das siehst du ganz falsch. Gewiß — wir hatten mehr auszuhal-ten wie ihr bisher, ein Kampftag reichte sich an den andern. Da der Mensch sich aber an alles gewöhnt, gewöhnte er sich an etwas, was nie zur Gewohn-heit werden dürfte.“

„Das ist?“
„Mechanisch und alltäglich: ein Feld zu sein. Hohe, starke Gefühle aber dürfen sich nicht ab-nutzen.“

Albrecht lächelte: „Nun mach mal halblang. Wenn ich bedenke, was ihr geleistet habt und wir? Kaum geschehen, schon vorbei war alles, was wir vollbrachten.“

„Hast du aber überlegt, wie lang die Anlauf-zeit ist, die in diesem großen Sieg vom vorigen Juni gipfelte.“

„Das verstehe ich nicht.“
„Die Schlacht ging hier immer weiter, glaub mir“, Kurichs helle, freundliche Stimme wird dun-kel und geheimnisvoll, sein brünettes Gesicht mit dem kleinen, schon angegrauten Schnurrbart flärt sich dagegen ganz leicht auf, „wir damals an der Somme, ich hatte es ja schon einmal hier mit-gemacht, haben nur angefangen zu kämpfen. Und da unsere Seelen nicht vorbereitet waren für diesen Kampf, mußten wir ihn schließlich abbrechen. Wir gingen heim und aus dem Nachdenken, warum und wieso das alles so gekommen ist, wuchs erst der echte Kampfwille. Nun wollten wir noch einmal zurück. Hierher zurück. Die Schlacht noch einmal und be-fer schlagen. Na — und das ist ja auch schließlich geschehen.“

„Wertwürdig, wie du die beiden Kriege siehst. Als ob es ein Krieg wäre. Als wenn der vorige nie aufgehört hätte.“

„Wann hat er das?“ lachte Schorsch. „In den Jahren, da du deine Feder selbst bestellen konntest, in denen ich friedlich in meine Schule ging, hat es immer Hirne und Herzen gegeben, die weiter-loderten. Und wenn sie erloschen, das Feuer schmelzte doch weiter — die reine, heilige Flamme, die alles, was morisch und faul ist, verbrennen will und alles läutern möchte, was edel und schön ist in der Welt. Diese Flamme erlosch nicht in unsern Seelen. Wir trugen oft schwer daran. Wir habren, warum wir gerade sie von Kampf zu Kampf tragen mußten. Aber im Grunde galt uns dieses Wüsten doch für schöner als ein Müßigsein in Träumen von Frieden, die doch keinen inneren Frieden besaßen.“

Die beiden Freunde haben sich auf einer Bank niedergelassen, die unter einem noch kahlen Birn-baum zum Sitzen einlädt, von hier aus sehen sie, denn der Birnbaum steht auf einem von erstem spärlichen Gras übergrüntem Hügel, weit ins abendliche Land hinein, das so gar nicht den Namen Feindesland verdient und das nichts mehr vom Schlachtenlärm zu wissen scheint. Aber der Him-mel, in den die Mondfächer scharf hineinschneidet, ist voll spärlicherklingender Unruhe.

Albrecht lächelt: „Vielleicht hab ich dir damals das Leben gerettet! Sei still! Ich will nichts davon hermachen. Aber du, Schorsch, hast mir heute die Seele wieder in Reiz und Glut gerückt. Und das ist mehr.“

Schorch zündet sich, innerlich befreit, nun wie-der eine Zigarette an und gibt auch dem Kamera-den eine. „Weißt du, wir müssen uns abgewöhnen, alles immer vom bloßen Ich aus zu denken, und so zu tun, als vollbrächte dieses Ich das, was getan werden muß. Glaub mir, das, was getan werden muß, wird auf eine sehr geheimnisvolle Art getan. Wir sind nur Werkzeug eines Willens, der die Welt vorwärts bringen will.“

Sie sprechen nun nicht von Gott. Aber sie spüren ihn tief in ihren Seelen.

„Mein alter Vater sagt immer“, hebt Albrecht noch einmal nach einer langen Weile des Schwe-gens an, „ja, mein alter Vater sagte —: mag auch das Brennholz vergehen, das Feuer bleibt dennoch erhalten, und niemals nimmt es ein Ende.“

Dann sprechen sie nichts mehr.

Erst auf dem Heimweg, als sie ihre Gedanken in seltsam hellwachen Ahnungen schon in die kom-menden Kämpfe verwoben und ganz außer sich sind, läßt Schorsch seine Gedanken laut werden: „Ja, wir sind nur Brennholz. Aber die Flamme genährt zu haben, die diesmal alles klar brennen wird, wenn der Krieg wirklich endet, was gibt es, das du lieber täte?“

Die Saat

Von Anton Holzner

Den Menschen der Stadt bleibt das große Ge-heimnis verborgen, das sich jährlich zur Zeit der Saat in der Natur abspielt. Und doch muß gerade der Mensch, der nicht so glücklich ist, in nächster Gemeinschaft mit der Natur zu leben, von den Lebensgeheimnissen der Natur ebenso sehr erfüllt sein wie die bäuerliche Bevölkerung.

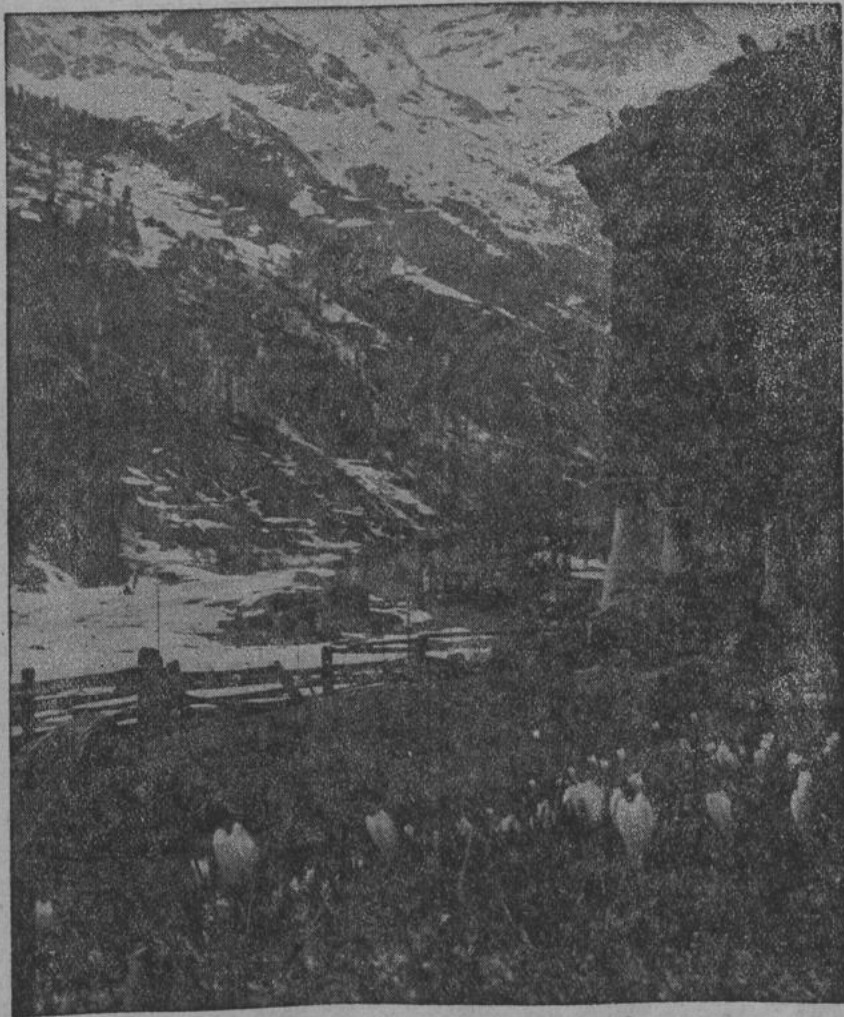
Alle Jahre im Herbst und Frühjahr legt der Bauer voll Ehrfurcht und Andacht, voll Hoffnung und Erwartung den sorgsam gehegten Samen in die mütterliche Erde. Und wenige Wochen hernach durchbrechen die ersten zarten Spitzen der keimen-den Saat das Erdreich, um zu Luft und Sonne zu gelangen. Mit viel Mühe und Arbeit, mit viel Liebe und Hingabe hat der Bauer den Samen vor-bereitet und gepflegt, hat für seine Frische und Reinheit gesorgt. Mit ebenso großer Sorgfalt hat er das Erdreich für die Aufnahme des Samens zubereitet, hat es gekräftigt und aufgelockert, hat es fruchtbar gemacht. Weihevoller Tage sind es, und eine feierliche Handlung ist es, wenn in andächti-ger Stille die Aussaat vor sich geht. Viele Mo-nate hernach kommt dann erst die Ernte.

Für den Bauer ist es eine Selbstverständlich-keit, daß er nur dann ernten kann, wenn er mit Sorgfalt und Fleiß die Saat bereitet und aus-gebreitet hat. Die anderen Menschen aber glauben oft, da ernten zu können, wo sie nicht gesät haben. Sie machen sich das Leben oft so leichtsinnig be-quem. Sie erwarten Erfolge, wo niemand den Boden für einen Erfolg bereitet hat. Sie wollen oft ernten, wo andere gesät haben. Sie glauben, daß Gott ihnen die Gaben umsonst in den Schoß wirft. Sie wollen als Schmarotzer leben. Genau so gibt es auch Schmarotzer, die nur vom Schweiß anderer Völker leben wollen. Es gibt Völker, die es nicht verstehen, wenn ein Volk in rastlosem Eifer arbeitet und schafft, auch wenn die Erfolge noch nicht sichtbar zutage liegen. Es gibt Völker, die bei allem Weltgeschähen nur die Ge-winnenden sein wollen, ohne selbst etwas zu leisten. Es gibt Völker, die nur auf Kosten der übrigen Welt für sich eine reiche Ernte einbringen wollen. Letzte, sicherste Lebenserfahrung bleibt aber immer wieder der Satz: Wer nicht sät, der soll auch nicht ernten. Und wer die Saat nicht sorgsam be-reitet, der wird nur schlecht ernten.

Wenn die Saat im Boden ruht, dann erlebt der Bauer die göttlichen Kräfte in der Natur, das Wehen und Walten der Naturgesetze, die frucht-baren und Verderben bringenden Mächte des Naturgeschehens. Sonne und Regen, Dürre und Nässe, Sturm und Frost, beeinflussen und beherr-schen jetzt das Wachsen der Saat. Dazu kommen die Schäden durch Krankheit und die Zerstörung und Blünderung der Saat durch mancherlei Tiere. Dabei erlebt der Mensch, daß er nicht alles mit seiner Arbeit allein schaffen kann. Er spürt es Tag für Tag in der Natur, daß sich seinem Schaffen der Segen der Gottheit beigesellen muß. Er weiß, daß sein Werk im Naturgeschehen seine Grenzen findet. Und dieses Bewußtsein verbindet den Menschen be-sonders enge mit dem Göttlichen und leitet ihn in fester Schicksalsgemeinschaft an die Naturgesetze. Vor Jahrtausenden hat diese Naturgesetzmäßigkeit unseren Ahnen die Spuren der Gottheit gezeigt und die Kräfte des Göttlichen spüren lassen. Die mit der Natur verbundenen Menschen haben die Fähig-keit, in der göttlichen Offenbarung der Natur zu lesen, nie verloren. Jeder Mensch muß immer wieder aus dem Religionsbuch der Naturgesetze und des Naturgeschehens lernen. Er muß sich immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß er nicht allein das Wachsen und Leben zu bestimmen hat, sondern daß er bei aller eigenen Kraft, Arbeit und Fähigkeit doch gleichzeitig voll stiller Beschei-denheit vor den göttlichen Mächten sich ehrfürchtig beugen muß.

Und noch eines lehrt die Zeit der Saat den Menschen. Auch die Saat des kommenden Ge-schlechts muß voll Sorgfalt und Hingabe bereitet werden. Rein und sauber, frei von Unrat und Verderbnis müssen die Kräfte neuen Lebens gehegt werden. Auf die keimende Saat des neuen Ge-schlechts von Sippe und Volk aber muß gleichzeitig auch der Segen der Gottheit herabströmen. Voll glücklicher Dankbarkeit oder voll schwerer Härte erlebt dies jedes Menschenpaar.

Mehrfach erlebt der Mensch an der Natur und am eigenen Leben die Zeit der Saat. Mehrfach auch lehrt für jedes gesunde Volk die Saatzeit einer neuen Welt wieder. Glücklich das Volk, das für diese Zeit der Saat reinen und guten Samen sorgsam bereitet hat. Glücklich das Geschlecht, das ein neues Keimen und Wachsen, neues Gestalt-werden und Entstehen, das die Geburt eines neuen Zeitalters miterleben und ehrfürchtig mitgestalten darf. Wir sind der Gottheit dankbar, daß sie uns die Zeit der Saat an unserm Volk erleben läßt.



Blühende Krokusse auf der Bergwiese, die ersten Boten des Frühlings.

(Scherl / M.)

Grimbart erwacht

Von Franz Kesting

Der Frühling hatte auf seinem Siegeszuge auch den Wald erreicht und schickte sich an, über ihm sein Banner aufzurichten. Mitten auf einem Berge, von dem man weit über das Land blicken konnte, pflanzte er es auf, und das grüne Tuch flatterte lustig im Winde. Und die Sonne lachte dazu, und ihre goldenen Strahlen umtanzten die grüne Fahne.

Da rieben sich die Leisefchlärer im Walde den Schlaf aus den Augen und machten sich fertig, den Lenz zu begrüßen. Leberblümchen und Sauerflee schoben das moderne Laub zur Seite. Die Weiden ließen ihre Räschen aus dem silbernen Schrein springen, und die Birken fochten braungüne Perlenbänder in ihre Haare. Der Kleiber jubelte bei der Arbeit, der Baumläufer begann lustig zu pinkeln, und das Blaueflehchen flatterte verlegen den ersten Gruß. Die Spechte lachten sich die Lärche ins Häufchen, der wilde Tauer schlüchzte unaufhörlich vor Liebeskummer, und selbst die Krähen beugten mit heiserer Stimme und edigen Verbeugungen der grünen Fahne ihre Referezen.

Am Fuße des Berges, auf dem das Banner des Lenzes flatterte, hatte in einer Felsenkammer ein Dachs sein Winterquartier bezogen. Seit Monaten schlief er nun schon den Schlaf des Gerechten, zufrieden mit sich und der Welt.

Nur zweimal hatte er während seines Schlafes eine unliebsame Störung erfahren. Ein Fleder war zuerst in seinen Bau eingedrungen und hatte ihn mit viel Geleise aufgefordert, die Burg zu verlassen. Grimbart hatte schließlich aber dem Krummbein eins ausgeteilt, daß dieser noch tagelang daran leiden mußte.

Dann, es war im Januar gewesen, hatte sich eine übelduftende Fuchsfähe in Burg Malepartus eingefunden und mit ihr ein zudringlicher Galan, der gleichfalls ein ganz übles Parfüm verbreitete. Die beiden hatten dann in den ehrwürdigen Räumen der Burg sich derartig benommen, daß Grimbart heute noch erröte, wenn er daran dachte.

Jetzt hatte er schon mehrmals seine Seher halb geöffnet und sich auf seinem Lager gewälzt. Er war durstig und fühlte zudem das dringende Bedürfnis, sich zu erleichtern. Als laudbarer Mann hatte er sich zu diesem Zwecke nahe bei der Einfahrt ein Loch gegraben, und diesem vertraute er nach einigem Zögern wieder einmal seine Lösung an. Dabei sah er mit Staunen, daß der Winter vorüber war und der Frühling vor der Tür stand. Am liebsten hätte er sich gleich auf den Bummel gegeben, aber die Sonne warf ihm ihre bereits schräg stehenden Strahlen ins Gesicht, und das kann ein Dachs nun einmal nicht vertragen.

Zugleich mußte er auch schon seinen ersten Verdruß im neuen Jahre einfließen. Von einem Wildpfeilbaum geterte ein Zaunkönig: „Grimbart, Grimbart, wie siehst du aus!“ Dein Kopf ist ungebürstet und schlottert ums Gebirn. Im Herbst warst du ein schmaler Bürsch, jetzt bist du eine Vogelstunde. Aber trotzdem: „Profit Neujahr, lieber Grimbart, profit Neujahr und Weidmannsheil!“

Und Grimbart wußte darauf nur zu erwidern: „Halt den Schnabel, du Maitäfer mit Federn!“ Dann bearbeitete er seine Schwarte mit den Hinterbranten, so daß auch das Ungeziefer mit Schrecken erwachte, blinzelte darauf noch einmal nach der Sonne und verschwand wieder im Bau.

Eine Stunde später aber streckte er seinen weißgefreiten Kopf wieder aus der Einfahrt, und nicht lange darauf erschien Gräwing in höchst eigener Person, gähnte, rechte und streckte sich und watschelte dann in den Wald.

Zunächst suchte er eine Quelle auf, um seinen Durst zu stillen. Das war schnell gemacht, aber wo sollte er etwas finden, um seinen Hunger zu stillen? Es war eine magere Zeit, denn es gab jetzt weder Schnecken noch Würmer, weder Motten noch Käfer, weder Biße noch Beeren und was sonst zur Sommerzeit einem Dachs mühselos zufällt. Nein, heute mußte sich der alte Schlemmer und Vielfraß redliche Mühe geben, um das Allernotwendigste für seinen knurrenden Magen aufzutreiben. Dazu waren seine Glieder vom langen Liegen steif und ungelent, und er war noch müde, sehr müde.

Doch danach fragt ein Dachsmagen nicht. Der ist unerbittlich in seiner Forderung: „Gib mir Fraß, sonst knurre ich!“

Unter den hohen Buchen, wo die Säuen gebrochen und die Rehe gepläht hatten, fand der Dachs noch einige Buchennüsse und unter den Eichen auch einige von dem Schalenwilde während des Winters nicht entdeckte Eicheln. Sie schmeckten bereits etwas fade und muffig, aber Grimbart dachte: „Wer eine Unte fressen will, darf sie nicht lange anmäulen.“ Er knackte das Zeug und gab es dem knurrenden Magen zur weiteren Verarbeitung.

Somit fand er aber nichts, auch gar nichts im kaum erwachten Walde, und er begab sich aufs Feld.

O weh, da war es noch weit kälter als im windgeschützten Forst, und Grimbart froh es an Leib und Seele. Er sehnzte sich nach seinem warmen Bau zurück, doch die Magenfrage war noch unbequemer als der von Osten übers Feld streichende Nachwind.

In einer Hede entlangschleichend, suchte er, denn ein gar eigenes Parfüm drängte sich ihm auf. Was mochte das sein? Mäuse? Nein, ihr 4711 war ihm in anderer Erinnerung. Und als

er den Fall näher untersuchte und seine Nase in ein kugeliges Bündel aus Laub und getrockneten Gräsern steckte, sprang er entsetzt zurück und leckte sich seine blutige Nase. „Igel bleibt Igel!“, knurrte er und trabte weiter.

Vom Dorfe her drang das Geflüß eines Hundes, dem bald ein zweiter Antwort gab. Grimbart kannte diese Sorte von Nachtwächtern nur zu gut. Er wußte, daß sie des Nachts lieber in Feld und Wald umherstrolchten, als Haus und Hof zu bewachen. Er blieb deshalb mißtrauisch und äugte immer wieder zum Dorfe hinüber.

Jetzt kam er auf ein Kleeblätt. Hier hatte er im Herbst manches Mäuschen überrascht und es in seinen Wanst spazieren lassen. Aber die Mäuse schienen inzwischen sehr rar geworden zu sein. Der strenge Winter hatte unter ihnen mächtig ausgeräumt, und Bussarde hatten am Tage und Eulen in der Nacht manchen der Langgeschwänzten geköpft. Doch auch Grimbart fand noch ein bescheidenes Glück. Unter dürrm Gras am Grenzstein duftete es vielversprechend nach 4711, und er schlüpfte die jungen Mäuse, als wären es reife Zwetschen.

Wieder das häßliche Gebell zweier Dorfötter. Diesmal schien es schon vom Dorftrande oder gar aus dem Felde zu kommen, und Grimbart trug sich ernstlich mit Rückzugsgedanken. Doch wieder melbete sich sein Magen: „Fraß, oder ich knurre!“ Das konnte der Dachs unmöglich überhören, aber er zog sich doch vorsichtshalber näher zum Walde zurück.

Hier standen auf einem Stück Dehland Ginster- und Brombeerbüsche neben Dornen und Wildrosen. Der Dachs wollte dieses unwirtliche Stück der tüchtigen Dornen wegen umschlagen, aber da trug ihm der Wind wieder ein gar eigenes

Am Fuß der Weide

In meinem Garten habe ich gegraben,
Der Saat zuliebe, dem Unkrautblut zuleide,
Und fand den Ring, den wir verloren gaben,
Am Fuß der Weide.

Durch seine goldne Deffnung war gedrungen
Ein Trieb der Nesseln, einer der Narzissen,
Die dünnen Wurzeln hielten sich umschlungen —
Bild lehrt das Wissen:

Die Nessel brennt wie die gerechte Reue,
Die Knospe wirkt an ihrem weißen Kleide.
Und ich begrub den goldnen Ring aufs neue
Am Fuß der Weide.

Ruth Schumann.

Parfüm zu. Das war weder Igel- noch Mäuse-
duft. Was mochte es sein?

Grimbart ließ in seinem von langen Schlafen
etwas verblödeten Gehirn all die kufalligen Ge-
nüsse, die ihm Sommer und Herbst beschert hatten,
aufmarschieren, und endlich hatte er an das rich-
tige Zentrum getippt: Hajenbraten!

Vorsichtig schlich er näher, trotzdem die Dornen
ihn in die Schwarte bißen. Jetzt stand er still,
seine Seher glühten, und das Wasser lief ihm im
Fang zusammen. Dann ein Sprung, und drei-
mal schritt die Todeslage der Jungbätschen.

Grimbart war hochbefriedigt. Jetzt noch einige
Buchennüsse und Eicheln als Nachspeise, dann konnte
er sein müdes Haupt zur Ruhe legen und bessere
Zeiten abwarten.

Langsam schnürte der Dachs am Waldrande
entlang. Er hatte noch das Bedürfnis nach etwas
Bewegung, denn sein Magen mußte sich mit der

so lange entbehrten Zufuhr erst abfinden, und von
den Hunden war nichts mehr zu hören.

Und wieder führte das Dachs seines Näschen
ihm liebliche Wohlgerüche zu. Und wieder kramte
er in seinem Vorratskästchen nach der passenden
Nummer seiner Speisefarke. Endlich hatte er sie
gefunden: Eisternragout!

Grimbart stand vor der Beute, die ihm so
unerwartet ohne sein Zutun auf den Weg ge-
fallen war. Wie kam aber diese Gottesgabe dazu,
die Luft zu verlassen und sich auf den Weg zu
legen? Grimbarts wegen? Niemals, dazu kannte
dieser die Welt zu gut. In Wirklichkeit hatte der
Jeger bei einer Razzia nach den Schädlingen der
Niederjagd das alte Schandweib überrascht und
ihm das Handwerk für immer gelegt.

Mißtrauisch umschlich der Dachs den Vogel mit
dem langen Stof. Wenn es eine Krähe gewesen
wäre, hätte er einen noch weiteren Vogen um sie
gemacht, denn er hatte einmal, nachdem er eine
am Bach gefundene Krähe verzehrt hatte, drei
Tage lang grimmige Bauchschmerzen gelitten.
Das kam wohl von den Gistern, welche die
schwarze Tante ums Leben gebracht hatten. Doch
die Eister war erst am Abend vorher vom töd-
lichen Blei ereilt, und ihr Parfüm kitzelte dem
Dachs so lange in der Nase, bis er alle Bedenken
beiseite schob und sie sich einverleibte.

Doch noch ehe er sich den Fang geleckt hatte,
wurde seine Seele von Grausen erfüllt. Ganz in
seiner Nähe jagte ein Fleder laut auf warmer
Spur, und das konnte nur ihm, dem armen Grim-
bart, gelten.

Sei, wie stink er da wurde! Zwar nahm er
den Fleder nicht allzu ernst. Doch mozu die lästige
Beißerei, wenn es sich vermeiden ließ!

Noch flinker wurde Grimbart, als ein größerer
Hund mit tiefem Baß in das Geläut des Fleders
einstimmte. Da dachte der Dachs: „Hier hilft kein
Wauflippen mehr, hier muß gepiffen werden“,
und er ließ um sein Leben.

Ein Glück, daß ihn das Fetz nicht mehr behin-
derte. Als ihm im Herbst einmal ein Hund auf
der Spur gewesen war, da hatte der vollgefressene
Dachs beim Laufen geröchelt wie eine asthmatische
Dampfwalze. Jetzt ging es leichter, viel leichter.
Und dennoch kam ihm der große Hund bedenklich
näher.

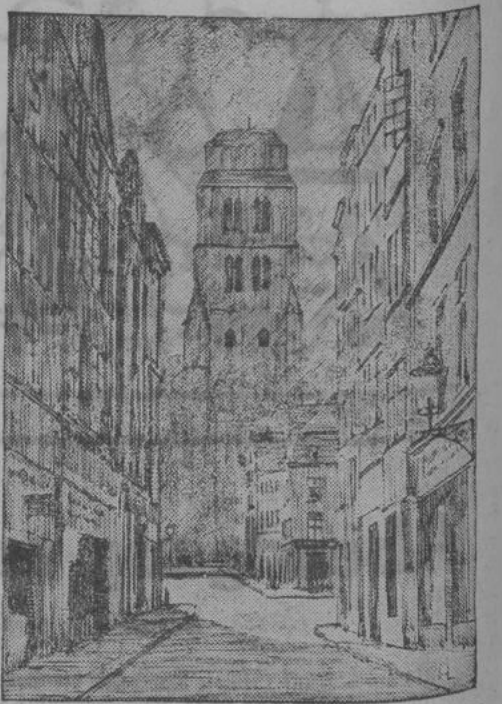
Schon glaubte er sich trotzdem außer Gefahr,
denn sein Bau lag bereits in greifbarer Nähe.
Doch mußte er zu seinem Schrecken feststellen, daß
der nichtsnutzige Fleder ihm zuvorgekommen war
und vor der Einfahrt auf ihn wartete.

Grimbart befand sich also zwischen zwei
Feuern. Doch die Not gab ihm einen glücklichen
Gedanken ein. Er wußte nicht allzu weit einen
alten Fuchsbau: Wenn er den erreichte, war er
geborgen.

Und er erreichte den Hof mit Müß und Not
und warf sich dort aufs Lager, um zu verschlafen.
Über auch hier fand er noch keine Ruhe. Der
Fleder drang in den Bau ein und rüdete ihm auf
die Schwarte. Er mußte aber vor den grimmigen
Gleichen des Dachs den Rückzug antreten, und erst
dann fand Grimbart Ruhe.

Das Parfüm des Fuchsbauers fiel ihm jedoch
auf die Nerven. Er machte sich deshalb im Mor-
gen grauen mit aller Vorsicht auf den Weg zu
seiner eigenen Burg und kam auch glücklich dort an.

Doch zu seinem Kummer fand er sein Heim
belegt. Die Hunde hatten nachträglich auch noch
einen Fuchs, einen starken Rüden, geholt, und die-
ser hatte sich im höchsten Not in den Dachsbau
gerettet. Der Dachs wollte ihn unanft heraus-
bugisieren, doch Vetter Reineke zeigte ihm die
Zähne und war nicht einmal zu bewegen, das
weiche Lager zu verlassen. Entsetzt ergab sich der
Dachs ins Unabänderliche und dachte: „So kann's
kommen, wenn ein Zaunkönig einem Dachsje
Profit Neujahr wünscht!“



Marienkirche in Danzig

(Deike M.)

Anekdoten - Humor

Der letzte König von Sachsen, bekannt durch
seinen schlichten und einfachen Charakter, befand
sich auf einer Reise. Es war bekannt geworden, daß
der König ein Landstädtchen passieren würde. Der
Bürgermeister rief die Honoratioren seiner Stadt
zusammen und ging mit ihnen schon einige Stun-
den vor dem vermutlichen Erscheinen des Königs
vor die Stadt, um ihn mit einer würdigen Rede
zu begrüßen:

Der König erschien, und der Bürgermeister hub
mit salbungsvoller Stimme an:
„Eure Majestät grüßen Tausende, es grüßen
unsere Städte, unsere Dörfer, es grüßen alle
unsere Einwohner, es grüßen...“

Auch dieser Bürgermeister wurde in seinem
Redefluß unterbrochen, denn der König rief ihm
zu: „Grüßen Sie alle bestens von mir wieder!“
Dann gab er den Befehl zum Weiterfahren und
entschwand den Blicken der ihm verblüfft nach-
schauenden Versammlung.

Studentenwirtinnen haben nicht immer die
neuesten Möbel. Man weiß es und nimmt es
hin. Dies taten im allgemeinen auch Georg und
Marfred, zwei von Hoffnungen gezeichnete an-
gehende Germanisten; neulich mußten sie es aber
auch im besonderen tun. Sie sahen auf Georgs
Bude und gerieten in einen Streit darüber, ob
Goethes Freund Zelter älter oder jünger als der
Dhympier gewesen wäre. Wenn man nun etwas
nicht weiß, dann schaut man in einem Lexikon
nach. Frau Wawrich besah eines, das mußte Ge-
org, nur verborgte sie es nicht gern. Es war ihr
einziges Buch und ihr geheiligte als Erinnerung an
einen früheren Mieter, der ihr, vor einem Men-
schenalter, unter Hinterlassung dieses wertvollen
Werkes mit einer Schuldenlast von einer Halb-
jahresmiete durch die Lappen gegangen war. Als
sie aber vernahm, daß es sich um Goethe handelte,
ging sie und holte ihr Lexikon herbei. Es umfalte
das gesamte Weltwissen in einem einzigen Bande
und stammte aus dem Jahre 1882. In bezug auf
Zelter und Goethe machte das aber nichts, denn
die waren ja noch älter. Georg schlug also unter
3 nach und stieß einen Schrei aus: wahrhaftig,
selbst in einem einbändigen Lexikon stand „Zel-
ter“. Marfred beugte sich über Georgs Schulter,
und beide lasen zu ihrer Erschütterung die drei
schlichten Worte: Zelter, mittelalterliches Roß.

„Rolf, ich traf heute deinen Lehrer, der mit
sagte, daß es ihm unmöglich sei, dir etwas Ge-
schicktes beizubringen.“
„Na, siehst du, Vater, ich habe es dir doch schon
immer gesagt, daß der Lehrer nichts kann.“

Dusselmann beleidigt am Stammtisch Klänge.
mann, in dem er ihn anspricht:
„Du bist ein Rhinoceros!“
Klöhnemann verwandelt sich:
„Und du? Du paßt nicht einmal in eine Me-
nagerie!“
Die Stammtischrunde ist durchaus nicht damit
eingerstanden, daß sich beide verfeinden und stip-
ten Verjährung. Es gelingt, Dusselmann nimmt
zurück, daß Klöhnemann ein Rhinoceros ist, wor-
auf seinerseits auch Klöhnemann erklärt:
„Und ich nehme selbstverständlich zurück, daß
Dusselmann nicht in eine Menagerie paßt!“
Mit strahlendem Bächeln erklärt sich Dussel-
mann als veröhnt. „Angriff!“

Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter:
Friedrich Karl Laumanns, Hauptschriftlei-
ter: Emil Reuber, Anzeigenleiter: Herm.
Schlepphorst, alle in Lippstadt. — An-
zeigenpreis: 8 Rpf. pro 46 mm breite Anzei-
genspalte. — Anzeigenpreislste Nr. 3.

Hausgehilfin
gesucht,
da die jetzige zum Arbeits-
dienst eingezogen ist.
Hotel „Zum Anker“, Bippstadt.

Leb und verbreitet
die
Heimat-
zeitung



Die Frühjahrsbestellung hat begonnen